

Jungfer Riffel auf Besuch

Autor(en): **Kollbrunner, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jungfer Riffel auf Besuch.

Von Oskar Kollbrunner, Hüttlingen.

Die Rifflerin begegnete mir gestern wieder einmal. Sie kam, an einem Stode humpelnd, vom nahen, hügelwärts gelegenen Huben her, den Stich herunter, der nach unserm Dorfe führt.

„Muß doch auch noch einmal sehen, was die Schrullenhauser machen, mit denen ich ein halbes Jahrhundert lang Freude und Leid geteilt habe, ehe ich zu meinem Sohn nach Huben zog.“

„Boßtaufend, die Jungfer Riffel?!“ Ich streckte ihr erfreut die Rechte zum Gruß entgegen, war sie doch vor langen Jahren nebst einer Frau, die wir die alte Frikkin nannten, meine beste Gönnerin. „Sie werden ja so alt wie der hundertjährige Kalender des Lahrer Sinkenden Boten, auf den Sie immer geschworen haben“, sagte ich freundschaftlich anzüglich. „Schon recht, aber die Pumpe da drinnen will nicht mehr mitmachen wie früher“, verkündete sie sich. „Du könntest mich übrigens auch mit dem alten „Ihr“ anreden und nicht mit dem fürnehmen „Sie“. Diese modernen Faxen können es mir nicht.“

Ich lud die Alte in unser Haus ein. Sie nahm die Einladung dankend an. „Zawohl, aber nur auf einen kurzen Dreh, bis die Maschine in der Brust wieder einen etwas properen Takt schlägt. So habe ich die reinste Drecksflegelmusik in den Ohren, bei der immer einer zur Unzeit drauf los klopft.“

Ihr Krähenstüttchen behielt sie partout aufgesetzt, als sie bei einem Gläschen altem Spanischen in der Stube saß. „So ist man immer gleich marschbereit“, meinte sie. „Als wir in den Achtzigerjahren das große Wasser hatten, war man froh, wenn man gleich mit dem geschnürten Bündel abziehen konnte. Ich habe mir wenigstens damals keinen Fisch und keinen Hexenschuß geholt, wie so manche Wasserstampfer und Nachzügler.“

Ich brachte ein Stück Gugelhopfen auf dem Teller. Ueber ihr lederiges Gesicht ging ein vergnügtes Leuchten. „Nur keine Umstände, aber wenn es schon Gugelhopfen sein muß, dann bringe einen „Mumpfel“ Schwarzbrot dazu. Etwas Gutes habe ich immer mit Brot gegessen. Ich kannte einmal einen Mann, der strich sich sogar Butter auf jedes Gukli, das er aß. Es ist eine wahre Gommorahsünde um eine solche Schlemmerei. Zwei Jahre später starb er an Magenschluß. Ich glaube, das war die gerechte Strafe des Himmels. Gott läßt seiner nicht spotten.“

Ich kannte die hausälterische Rifflerin, die den derbsten Kuchen noch mit Brot essen mußte, zur Genüge. Ein paar Lachobolde tanzten auf meinen Stockzähnen, als sie jetzt zu einem Mund voll Gugelhopfen je zwei Mundportionen Brot nahm. Ich erinnerte mich einiger kurzer Feststunden meiner Jugend im Beisein der Rifflerin. Sie nahm mich jedes Jahr zwei bis drei Mal in die Stadt mit, wo sie erst ganz geheimnisvollen Tuns auf die Bank ging und ihre Spargroschen ablieferte, um nachher noch einige notwendige Kleinigkeiten und zwar nicht ohne energisches Feilschen und Aussuchen zu erstehen. Sie brachte es fertig, ein halbes Duzend Geschäfte aufzusuchen, ohne einen Rappen darin liegen zu lassen. Wollte sie eine Schürze oder eine Blouse, so mußte die Ladentochter das Unterste

zu oberst kehren, ihr die letzte Schürze zur Begutachtung vorlegen und gewärtig sein, daß die Rifflerin nach mehr als halbstündiger Inanspruchnahme durchaus nichts Passendes finden konnte. Trotz alledem trug sie stets die farbigsten, schlechtestgeschnittenen Kleider im ganzen Kirchspiel. Die Krämer lernten ihre Mucken mit der Zeit gründlich kennen und behandelten die Rifflerin zuweilen recht kurz angebunden, so daß sie es mir nachher klagte: „Los, Buebli, d'Lüt wöred immer frecher und unfreundlicher i der Stadt.“

Nach ihren Einkäufen begann das eigentliche Fest des Tages. Da nahm sie mich am Händchen und führte mich die mit Akazienbäumen bestandene Spiegelgasse hinauf und in die Wirtschaft des Mehrgers Fackbinder. Da bestellte sie regelmäßig ein Goulasch für sie und für mich und zwar ohne Teller. Sie lebte in dem Wahn, das saftige, mit Paprika gewürzte Gericht käme billiger zu stehen, wenn wir gleich selbstweit von der Platte aßen, obwohl der Preis der Fleischpreise schwarz auf weiß an der Wand zu lesen war. Sie hätte für den Dreier Roten, den sie sich außerdem leistete, bestimmt kein Trinkglas angenommen, wenn es irgendwie gegangen wäre. Sie war halt eben eine Bürgerin von Schrullenhausen, und das war sie.

Ich hamsterte so viel als möglich in mein Bäuchlein hinein. Ich hatte auch alle Ursache dazu, denn nach ein paar Minuten sagte sie regelmäßig: „So, Buebli, jeh hember aber gnuag.“ Wenn darüber wie aus einem Auflehnungsgefühl heraus mein Magen knurrte, so war sie der Ansicht, daß der jetzt ein zufriedenes „Danke schön!“ bauchrednete. „Ein Magen weiß wenigstens noch, was sich schickt, wenn er satt ist, ein Mensch leider nur zu oft nicht.“

Ach Gott, diese seltsamen Rifflerin-Weisheiten! — Es soll nun keiner glauben, sie hätte das schöne, die Nase mit seinem aparten Aroma kitzelnde Goulasch stehen lassen. Sie hatte jeweils bereits als Präludium zu dem, was nun kommen sollte, ihr Fünfrappenbrötchen ausgehöhlt und sich mit dem „linden“ Brot begnügt. Nun stopfte sie die noch reichlich vorhandenen Goulaschmüddlein ins Innere der Rindenkugel und wenn noch Raum genug vorhanden war, so ließ sie einen Löffel Saft hineintraufeln, „damit der Schmaus hübsch angefeuchtet bleibt“. Der so mit Fleisch gefüllte Brotballen wurde alsdann in einen Fächer Zeitungspapier sorglich eingewickelt und zu den übrigen Einkäufen in die Segeltuchtasche gelegt. Damit nicht genug, hatte sie stets für die Sauce ein Büchlein bei sich, in dem wohl einmal Schuhsmiere gewesen sein mochte. „Dieser Lederbissen liefert mir noch zwei Tage hindurch den Hauptbestandteil des Mittagessens“, sagte sie jedes Mal nach Schluß der mich komisch bedrückenden Armeeliguerei, hatte ich es doch zu Hause am Tisch schon überhört, daß die Annabab Riffel eine recht vermögliche Jungfer sei. Einmal soll sie aus dem Nachlaß eines Bruders, der weit hinten im Steiermark gelebt hatte, auf einen Wisch zwanzigtausend Goldgulden eingesaßt haben.

Ich besann mich in Gegenwart der Rifflerin, der besonders der Spanische zu munden schien, noch gut auf den Tag, als sie mit ihrer Erbschaft aus dem Oesterreichischen ins Dorf zurückkehrte. Sie kam ganz zerfchlagen auf einen Sprung zu uns hinüber. „Und da sprengt einem das Gericht bis nach Graz wegen ein paar Gulden, mit denen

man kaum das Bahnbillet kaufen kann. Mit einer allein-
stehenden, ältlichen Person macht man eben was man nur
will. Aber ich bin nicht so — ich habe Euch doch noch ein
Geschenklein mitgebracht“, und sie schälte aus vielen Pa-
pierumschlägen und unter beständigem mich auf die Folter-
spannen, ein rauchschmukiges Würstchen und ein kinderhand-
großes Stück Steiererkräse heraus. Nun muhten wir natür-
lich furchtbar nett sein zu dem armen Fräulein Riffel.
„Aber sich solche extra Unkosten machen“, schalt die Mutter
in einem schalkhaften Ton, welche landläufige Redensart der
Eitelkeit der großzügigen Rifflerin einen aufgeblähten Kirch-
turmhahn aufsetzte. —

„Ihr müht essen“, sagte ich nun, aus Gedanken heraus,
als ihre noch immer hellen Neuglein vom Gugelhopfen ab-
irrten und unter der Brille hervor die Photographien an
der Wand absuchten. „Ich bin immer dafür gewesen, daß
der Mensch auch geistige Nahrung braucht“, und nichts
ist für den inwendigen Menschen zuträglicher, als sich in
solche alten Familienbilder zu versenken. Ich habe sie alle
gesehen, die da oben hinter Glas und Rahmen vergilben,
nachdem ihr Leib schon lange vermodert ist.“ Sie erhob
sich gebrechlich und humpelte an ihrem Krückstock von Bild
zu Bild. „Ach nein, das ist ja das Josephinchen. Dem habe
ich noch den Schoppen gegeben und Brotrinden vorgekaut.
Ach nei! Ach nei! Und da ist Euer junger Better Müller,
der ohne Schriften abgedampft und spurlos verschwunden
ist. Ich bete noch recht oft für seine arme Seele.“

Sie kam ganz ins Plappern hinein, die liebe Alt-
jungferseele. Ihre zwei noch übriggebliebenen Schneidezähne,
von denen der eine als gelbemaillierter Stumpfen im Unter-
kiefer saß und der andere wie eine Spikhaue en miniature
vom Oberkiefer herab drohte, stießen beständig aufeinander.
Die Spikhaue hämmerte auf den Stummel los, daß es
eine Art hatte. „Und das ist das Gritli. Herrjesses auch,
das Gritli. Die treue Seele. Gott habe sie selig.“

Ich gab mich der Hoffnung hin, Fräulein Riffel würde
sich noch einmal niedersetzen, um mit mir von alten Zeiten
zu plaudern. Die Geschichten, die sie mir dereinst am Web-
stuhl erzählte, waren auch gar zu schön gewesen und dann
die andern erst, die sie beim Beeren- und Kräutersuchen
in die lebendigen Brunnen meiner Phantasie hineinspiegelte.

Aber die altbackene Jungfer, die recht schnurrig sein
konnte, war preßiert, wie sie sagte. Sie wollte noch das
Haus, das sie, ehe sie zu ihrem Bruder nach Huben zog,
dem Rölliker Hermann verkaufte, besichtigen. „Das letzte
Mal, als ich dort war, war ich durchaus nicht zufrieden
mit dem Hermann. Nicht einmal das Dach auf der Wetter-
seite, das es doch so bitter notwendig hatte, umschlagen zu
werden, wurde einer Reparatur unterzogen. Ueber den
kleinen Basteleien und Flidereien vergißt er die großen
Arbeiten. So ein altes Riegelhaus, das noch zu Napoleons
Lebzeiten gezimmert wurde, ist wie ein altgewordener Mensch,
den man beständig aufpäppeln muß, um das Leben in ihm
zu erhalten.“

Das interessierte mich eigentlich gar nicht so viel. Ich
hätte weit lieber ganz andere Sachen von ihr erfahren.
Zum Beispiel, warum sie sich nie verheiratet habe. Dieser
Frage wäre sie aber aus dem Wege gegangen, ich wußte
das haargenau, selbst wenn sie vom heiligen Geist gestellt

worden wäre. Man wußte blutwenig von ihren Herzens-
angelegenheiten, so weit sie das Mannsvolk angingen. Daß
man sie, sogar noch im Alter umworben hatte, besonders
nach der Goldguldenerbschaft, war dorfbekannt. Man wußte
aber nur um die Rolle, die sie bei den letzten, monetaren
Liebesaffären gespielt hatte. Der Tächlichappe-Jakob, der
seit langem am Schuldenstrick frangelte, glaubte, den Gold-
guldenbaum schütteln zu müssen. So nahm er eines Nachts
ein Leiterlein, stellte es im Salatplatz des Jungfer Riffel
Gartens auf und lehnte es dreist gegen das Fenster der
keuschen Damselkammer. Er nahm seine nie fehlende Schirm-
mütze in die Tasche und krazelte siegesgewiß die Sproßen
hinauf. Vor dem Fenster der Goldjungfer machte er Halt,
klopfte an die Scheiben und spähte mit seinem Schein-
heiligengesicht in die dunkle Kammer hinein. Jungfer Riffel
tat ihm aber auch nicht einmal den Gefallen, Licht anzu-
stecken. Dafür aber machte sie — was gißht, was häßht —
das Fenster auf und schüttete dem vorwitzigen Jakob den
Inhalt eines Geschirres auf den Schädel, so daß er
lästerlich fluchend und wie ein begossener Pudel abziehen
mußte. Es siderte mit der Zeit durch, daß es noch einem
guten halben Duzend Schrullenhauser so ergangen sei. Der
Salat im Garten aber wuchs und wucherte wie noch nie.
Es kam oft vor, daß sich Leute vor dem prachtvoll grünen
Beetlein aufhielten und dann sagte wohl der eine oder
der andere: „Was macht die Jungfer Annabab nur, daß
sie einen derartigen Edelsalat heranzüchten kann?“ Frage
den Botchamber im Damselzimmer. Er würde beim Ant-
worten vor lauter pausbadigem Lachen einen Riß bekommen.

Jungfer Riffel verließ meine Stube und humpelte an
ihrer knorrigen Krücke dem Haus des Rölliker Hermann
zu. „Auf den Gottesacker muß ich auch noch heute“, rief
sie mir nach, „vor allem muß ich die alte Frikkin besuchen.“

Es ging gegen's Betzeitläuten, als ich sie auf dem
Heimweg begriffen sah. Sie humpelte die steile Straße
hinauf, die gegen Huben führt. Wo der Stuß recht gäch
wird, das ist bei der Sägerei und den letzten Gebäulich-
keiten von Schrullenhausen, setzte sie sich in ihrem fehl-
farbigen, schlechtgeschnittenen Altjungferkleid auf einen Stoß
Tannenbretter. Die Pumpe wollte wohl wieder nicht so
recht. Es schien, als schüge sie mit dem Krückstock den Takt
zum symbolischen Singsang der Säge. Und es schien, als
versuchte sie mit ihrem fast zahnlosen Mund das alte Volks-
lied von der Mühle zu singen, in dem es am Schluß so
bedeutsam heißt:

„Vier Bretter sah ich fallen;
Mir ward's ums Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.“

Dann schnaufte sie, so gut es eben ging, den kieseligen
Buck hinauf. Dort ragt der stämmige Stolz von fünf
Pappelbäumen in die Luft, die ein Wahrzeichen von
Schrullenhausen sind. Der Abend lag golden auf der Höhe
und die alte Jungfer Riffel stand mitten drin im Geleucht
und schaute aus den noch immer hellen Augen ins Tal hinab.
Dann humpelte sie mühsam weiter. Eine richtige Goldgulden-
wolke schiffte einsam im lichtüberblühten Himmel hinter ihr
her. Ueber Schrullenhausen hin wehte der Klang der Bet-
zeitglocken.